

MARX UND LENIN

Von Willy Haas

(Fortsetzung)

III.

Die beiden Briefbände von Marx-Engels reichen von 1854 bis 1867. Dazwischen liegt der Krimkrieg, die große Krise von 1857, der Bürgerkrieg in Amerika, der italienische Krieg, der preußisch-österreichische Krieg und vieles andere. Alles verfolgen die Beiden mit Spannung, kommentieren sie mit einer so ungeheuren Fülle von politischem, ökonomischem, strategischem Wissen, daß man vermutlich den ganzen Gelehrtenstab des Marx-Engels-Institutes aufbieten müßte, um jede Andeutung zu erklären. Ein Einzelner genügt gewiß nicht dazu.

Dazwischen liegen aber auch einige Hauptwerke Marxens, die „Kritik der politischen Oekonomie“ (1859), der erste Band des „Kapitals“ (1867). Dazwischen liegt vor Allem, am 28. September 1864, die Gründung der Internationalen Arbeiter-Assoziation, der Anfang der I. Internationale. Ueber all das findet sich reiches Material im Briefwechsel. Aber uns interessiert hier nur der Mensch Marx, der Mensch Engels, wie sie sich in diesem Briefwechsel offenbaren.

Dem Doktor Karl Marx geht es finanziell so miserabel, wie es nur einem Menschen gehen kann. Die Schulden beim Bäcker, beim Krämer, beim Hausherrn nehmen kein Ende. Immerfort ist jemand in der Familie unpfählich. Die Frau kränkelt. Es sind wohl vor Allem auch die schweren Schicksalsschläge und die ewige Not, was sie, die Tapfere, immer wieder körperlich zusammenbrechen läßt. Ein Kind stirbt, ein geliebtes Kind. Der Brief darüber an Engels ist ein erschütterndes Dokument der Vaterliebe. Eine Totgeburt der Frau — irgendwelche unsäglich qualvollen Eindrücke aus diesen Stunden peinigen Marx, die er auch seinem besten Freund nicht einmal andeuten kann. Er hat die Verschämtheit des Stolzen. Der Kränkste von Allen ist Marx selbst. Es ist eine einzige lange Folter: die Leber, die Furunkeln, die Karbunkeln. Er ist von Pech verfolgt wie selten Einer. Er rackert für ein amerikanisches Blatt. Der Herausgeber zahlt mäßig, läßt den größeren Teil der Artikel nicht erscheinen und honoriert ihn nicht, setzt mehrere Male das Honorar auf die Hälfte herab, man kann trotzdem nicht von ihm los. Ein wert-

voller Teil dieses kurzen Lebens geht mit den komplizierten Transaktionen des chronischen Pumpens verloren. Dabei ist er stolz und hochmütig wie ein König. Verkehrt mit anderen als mit Engels wie eine Großmacht. Briefe an Dritte werden mit Engels durchbesprochen, als wären es diplomatische Noten. Und er hat wirklich etwas von einem großen Diplomaten.

Seltsam ist seine unbezwingliche Sucht, sich in all dem Elend einen bürgerlichen Air zu geben. Man kann doch nicht am Ende proletarisch leben, schon wegen der Kinder nicht! Er ist der richtige Gute-Stube-Bourgeois von 1860 oder 1870: nach außenhin müssen „die Dehors“ gewahrt werden. Lassalle kommt nach London, das Haus Marx muß repräsentieren, er darf nichts merken. Marx gibt dafür den letzten Pfennig aus. Er knirscht und schäumt vor Wut, er übergibt sich fast, die wütesten Beschimpfungen brechen aus ihm hervor: „Der jüdische Nigger Lassalle“, „Itzig“, das „Vieh“, sein „wüstes Fressen und seine geile Brunst“, — zum Schluß ein Glanzstück der Rassenforschung, das wohl von keinem Günther oder Ludendorff zu schlagen ist: „Es ist mir jetzt völlig klar, daß er, wie auch seine Kopfbildung und sein Haarwuchs beweisen, von den Negern abstammt, die sich dem Zug des Moses aus Aegypten angeschlossen. . . Die Zudringlichkeit des Burschen ist auch niggerhaft.“ Lassalles Zudringlichkeit besteht darin, daß er Marx, den er für seinen „besten Freund“ hält, einen deutschen Verleger (seinen eigenen) sua sponte verschafft hat, und daß er mit ihm eine Zeitung begründen will, für die er das Geld schon bereit hat. Und der Mann, der sich als Ausdruck seiner äußersten Verachtung die Abstammung des Verachteten von „Niggern“ ausdenkt, ist derselbe, in dessen Namen heute in der ganzen Welt für die Befreiung und Gleichberechtigung der farbigen Kolonialvölker agitiert wird.

Allerdings, Lassalle hat in London etwas getan, was den Bourgeois Marx bis ins Herz getroffen hat: die Not der Familie Marx trotz aller „De-

*) Notiz für völlige Neulinge: Marx ist natürlich auch jüdischer Abstammung, und übrigens so schwarz, daß er von seiner ganzen Familie und von Engels nicht anders als „der Mohr“ genannt wird.

hors“ ahnend, proponiert er Marx, eine von dessen Töchtern könnte wohl bei der Gräfin Hatzfeld als Gesellschaftsdame eintreten. Das schlägt freilich dem Faß den Boden aus, und man versteht, daß dem Bourgeois Marx ob solcher Frechheit einfach die Spucke wegbleibt. Seine Tochter, die Tochter des Herrn Dr. Marx, als Gesellschaftsdame!!

Dieser profunden hochwissenschaftlichen Rassenforschung des exakten Wissenschaftlers Marx über den „Nigger“ Lassalle geht übrigens noch eine andere voran, an die ich mich in diesem Zusammenhang erinnere, weil ich beiden Hypothesen sonst nur noch einmal, und zwar in den tiefsten Tiefen der Ludendorffschen „Aufklärung“ — dort, wo vom „Blutzauber“ der Juden mittels geschlachteter germanischer Christenkinder gesprochen wird — begegnet bin. Es handelt sich um die Krankheit Lassalles. Lassalle war bekanntlich luetisch. Marx macht sich darüber folgendermaßen lustig: In einer Stelle des alten Manetho wird von der Vertreibung der „Aussätzigen“ aus Aegypten erzählt, und Marx kommt, wie nachher auch der Kreis um Ludendorff, auf die glänzende Idee, diese „Aussätzigen“ seien eben die heutigen Sajuuden. Daher also Lassalles Syphilis. — Marxens Verhalten gegen Lassalle ist das Betragen eines ganz hemmungslosen hysterischen alten Weibes in den Wechseljahren, wenn ihre Physis durch irgendwas in Aufruhr gebracht wird. Jede mildere Definition wäre schönrednerisch.

Das sind allerdings Höhepunkte, aber auch wirklich nur Höhepunkte. Denn von Dingen dieser Art wimmelt es in den beiden Bänden. Sorgfältig wird jeder Jude als „Jüdel“ bezeichnet: Jud Heß, Jüdel Lassalle usw. Die Gräfin Hatzfeld heißt „Sauensch“. Ein Ehebruch der Frau Moses Heß wird in Ausdrücken erzählt, die nicht wiederzugeben sind; das Ehepaar heißt nur noch „Moses und Mösin“. Bei dem Tod Heines, des großen Heine, fällt Marx nicht viel mehr ein als eine obszöne Klatschgeschichte über Frau Mathilde, die seine Frau in Paris gehört haben will: also der richtige Weiberklatsch.

Das Schlimmste ist, daß man die Menschen, die man so bis zur Weißglut haßt, braucht. Der „Freund“ Lassalle verschafft Verleger und einen Zeitungsherausgeber. Er verschafft sogar einen Verleger für eine Broschüre von Engels (über den italie-

nischen Krieg), die im genauen Gegensatz steht zu seiner eigenen politischen Meinung; und Lassalles Meinung erweist sich später als die weitaus vernünftiger. Neue Beschimpfungen, neues Dreckschmeißen. Freiligrath will sich an einer Affäre Marxens und Liebknechts, die ihn nicht viel angeht, nicht aktiv beteiligen. Der erste Gedanke Marxens ist: Ich habe Privatbriefe von ihm, durch deren Veröffentlichung ich ihn schwer kompromittieren kann. „Glaubt das Vieh“ (es ist Freiligrath, sein ältester Freund nächst Engels, der gute, brave, tapfere Kampfgenosse aus der „Neuen Rheinischen Zeitung“ von 1848) — „glaubt das Vieh, daß, wenn ich will, ich ihn nicht bis über die Augenbrauen in den Schwefelpfuhl eintauchen kann? Vergift er, daß ich über hundert Briefe von ihm besitze?“ Aber man braucht den Bankier Freiligrath zum Wechseleskompt, und man braucht Lassalle, um in Berlin Verbindungen zu haben. Da spielt man denn einen gegen den andern aus. Lassalle, endlich doch etwas ahnend, soll durch einige briefliche „Hits upon Freiligrath“ wiedergewonnen werden. — Den nächsten Hausfreunden ergeht es kaum besser. Ueber den braven Liebknecht spricht man zuweilen wie über einen Stiefelputzer. Lassalle fällt im Duell. Ein paar kühle Worte der Anerkennung; und dann: „Es ist eine der vielen Taktlosigkeiten, die er in seinem Leben begangen hat.“ Die erste Sorge Marxens: durch eine Gerichtsklage zu erzwingen, daß keiner von Marxens Briefen im Lassalleschen Nachlaß gedruckt wird. Er hat wohl Grund, sich davor zu fürchten. (Fortsetzung folgt)

Verantwortlich für den Inhalt: ARTUR ROSEN in Berlin; für die Inserate: M. Rödelheimer, Berlin. — Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet, vorbehaltlich etwaiger gemäß § 18 Literatur-Urhebergesetz erforderlicher Zustimmung des Autors. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare keinerlei Gewähr. Druck: MÖLLER & BOREL GmbH., Berlin SW 68.

Briefwechsel
mit literarisch und künstlerisch interessiertem Herrn wünscht in sozialpädagogischer Arbeit stehende 44jährige Dame. Zeitschriften unter Nr. 731 an die Literarische Welt.

Literarisches Zentralblatt für Deutschland
Begründet von Friedrich Zarneke
Herausgegeben von der Deutschen Bücherei zu Leipzig 83. Jahrgang / 1932
Erscheint monatlich zweimal
Vierzig Fachlehrer referieren regelmäßig über die wertvollsten Neuerscheinungen der einzelnen Wissenschaftsgebiete; besonderer Nachdruck wird auf die Auswertung der riesigen Fülle des in der Deutschen Bücherei laufend eingehenden Zeitschriftenmaterials gelegt. / Die Vorzüge des „Literarischen Zentralblattes“ bestehen darin, daß erstens sämtliche Fachgebiete laufend bearbeitet werden und zweitens die Bearbeitung sofort nach Erscheinen der Bücher und Zeitschriftenhefte erfolgt, also mit der umfassendsten zugleich die schnellste wissenschaftliche Orientierung verbunden ist.
Preis für das Vierteljahr M 10.—
Probehefte auf Verlangen vom Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig

NEUERSCHEINUNG DER WETZLARER GOETHE
von Prof. Dr. Hch. Gloel
Großoktav
48 Seiten, mit 13 Kunstdrucktafeln in Kupfertiefdruckumschlag
RM 2.70 zuzüglich Porto
Eine beachtliche und fesselnde Abhandlung über Goethes Wetzlarer Zeit, ein Abschnitt im Leben Goethes, welcher für sein späteres Schaffen von großem Einfluß war.
Ein beliebtes Geschenkwerk für jedermann
In allen Buchhandlungen erhältlich oder vom
Wetzlarer Heimatverlag Scharfes Druckereien K.-G.
Wetzlar / Lahn, SchilleBfach 71

AKADEMIEBÄLLE
„Kutteldaddeldu“ heißen die Wohltätigkeitskostümfeste der Studierenden der Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst, Charlottenburg, die eine besondere Attraktion durch die eigens für die Feste komponierten Schlager von Ringelnatz und Blumensaat erhalten. Sichern Sie sich Karten zum 2. Fest am 13. Februar. Kartenverkauf täglich von 10—19 Uhr, Hardenbergstr. 33. Telefon: C 1 Steinplatz 4982. Gastkarten RM 8.—, Künstlerkarten RM 5.— inkl. Garderobe.

Nietzsche
Von Josef Hofmiller
Mitteilungen aus ungedruckten Briefen von Peter Gast, unterdrückte Stellen des „Antichrist“ und vieles andere
Außerdem bringt das reichhaltige Novemberheft der „Süddeutschen Monatshefte“: Ernst Wiechert, „Die Magd des Jürgen Doskocil“ (Roman), Rudolf Pfeiffer, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf † usw. Preis des Heftes 1.75 RM. Zu beziehen durch jede Buchhandlung, wo keine am Platze durch den Verlag
SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE
GmbH., München, Sendlinger Straße 80

WILLY HAAS
Gestalten der Zeit
Leinen 6.50 RM
Einige Pressestimmen:
Die einzelnen „Gestalten der Zeit“ erscheinen bald ganz nah, ganz unmittelbar gesehen, in lebendigen, fast novellistisch gezeichneten Einzelzügen — und bald wie von einem anderen Stern gesehen, als die rätselhaften Spielfiguren eines Schachbretts, das unsere eigene ganze Wirklichkeit enthält.
„Vossische Zeitung“, Berlin
Dieses Buch ist da, um gelesen zu werden.
„Frankfurter Zeitung“
Ein vielfältiges und weltumspannendes Gesamtbild. Ein ergiebiges, tiefes Buch.
„General-Anzeiger“, Dortmund
GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG
BERLIN

KALENDAR IUM

Beaumarchais

ZUM 200. GEBURTSTAG

Geboren ist Pierre-Augustin Caron, der sich später de Beaumarchais nennt, am 24. Januar 1732 in Paris; und, wie man weiß, als Sohn eines Uhrmachers, der den Taugenichts, den frechen Glücksritter bewundert. Er vergleicht Pierre mit Grandisson, dem tugendhaften Romanhelden von Richardson. Ein solcher Grandisson ist der junge Hofsekretär, Harfenlehrer der königlichen Prinzessinnen und Generalleutnant beim Jagdgericht, Nutznießer der Heirat mit einer rasch verstorbenen Witwe, Profiteur von Gefälligkeiten für einen Finanzmann auch in seinem ersten Abenteuer: als er in Madrid Lisette, seine dritte Schwester, an ihrem Liebhaber rächt, bei der hitzigen Erpressung an Clavico, dem Archivar und Journalisten. Er ist in Spanien ein wenig Kuppler und ein wenig Händler mit Negern, die er nach Amerika verkaufen will. Abenteuerer bleibt er: als er wieder eine Witwe ehelicht und nach sieben Monaten beerbt, und in seinem Skandal mit einem Herzog, in einem Faustkampf um eine Weibsperson. Im Gefängnis hat er dann Zeit, nachzudenken; aber er verliert inzwischen einen Prozeß um 15 000 Pfund, um ein Legat jenes Finanzmanns, und seine Möbel werden gepfändet.

Bestechung soll ihm die Freiheit zurückgeben. Das ist seine Affäre mit dem elsässischen Richter Götzmann und dessen Frau; und der Ursprung der Pamphlete, in denen er mit erwachter Verve seine Feder übt, die ihn in ganz Frankreich plötzlich bekannt machen, seiner unverschämten Streitschriften, der „Mémoires“. Er hochstapelt als Geheimagent in England (es handelt sich um den bisexuellen Chevalier d'Eon) und in Wien, wo er mit seinen verlogenen Räubergeschichten bis zu Maria Theresia vordringt, aber vom Fürsten Kaunitz in Haft gesetzt wird. Hochstapelnd begründet er die Firma Rodrigue Hortalez & Cie., die den amerikanischen Staaten auf dem Papier eine Flotte liefert. Aber da ge-

lingt ihm der Einbruch in die Theaterliteratur.

Er hat anfangs einen Mißerfolg gehabt mit einem Schauspiel „Eugénie“, in dem er ein Nachahmer der Bürgerstücke von Diderot ist. In der Vorrede erklärt er sich für den gesunden Verstand im Drama: „Wenn jemand so barbarisch, so klassisch ist, daß er wagt, das zu negieren, so muß man ihn fragen, ob nicht ein Drama ein genaues Gemälde menschlicher Handlungen ist.“ Er stellt sich sentimental und ehrbar, und er verleugnet seine Naturgabe: die Heiterkeit. Durch sie hat er, als er die „Mémoires“ schrieb, sein Publikum gewonnen und sogar den alten Voltaire, der von ihm entzückt war: „Wieviel Schurkerei, o Himmel, wieviel Abscheulichkeiten! Seine Naivität bezaubert mich. Ich verzeihe ihm seine Unbesonnenheit, seine Dreistigkeit.“ Ueber aristokratische Häuser, in denen er soupiert, erobert er die Gunst der Dauphine Marie Antoinette und erobert er die Bühne. Der „Barbier von Sevilla“ hat noch die Typen der italienischen komischen Oper. Aber schon hat er seinen Sprecher gefunden in Figaro. Von Karneval zu Karneval wird die Auf-führung verschleppt. „Figaros Hochzeit oder der tolle Tag“, vom König verboten und nur von einer Clique durchgeschmuggelt, begegnet ganz anderen Hindernissen. Dann ist die Premiere in einem überheizten Saal, dessen Fensterscheiben Beaumarchais mit einem Stock zertrümmert. Er siegt. Figaro, der Kammerdiener, ist (Napoleon sagt es) bereits die Revolution. Seine höhrende Suada kündigt die Redner an, die in den Stunden vor dem Bastillesturm unter den Bäumen des Palais-Royal auf die Stühle klettern werden.

Der Sieg des Komödiendichters Beaumarchais wiederholt sich nicht. In der „Mère Coupable“, in der Figaro sich zur Moral bekehrt, fällt er in die Langeweile der „Eugénie“ zurück. Und die Zeitoper, die sein Beitrag zum Revolutionsrepertoire sein wird, ist philosophisch-politisch, zum Gähnen. Sie bringt ihm ein definitives Fiasko ein. Es geht ihm nun schlechter und

schlechter. Er verwickelt sich in neue Prozesse und wird von einem hochadligen Figaro niedergedonnert, der jünger ist als er und Mirabeau heißt, und der ihm rät, in die Vergessenheit zu verschwinden. Des Getreidewuchers angeklagt, gilt er den Jakobinern als Feind. Er spekuliert mit Flinten. Die Menge plündert sein Palais, nochmals schleppt man ihn, nun im Namen des Volkes, ins Gefängnis. Er büßt das Gehör ein. „Ich bin ein trauriger Vogel“, klagt er. Als Emigrant lebt er in London und in Hamburg, immer in Not. Mit 67 Jahren stirbt er in Paris, ein Verschollener; durch Gift, mit dem er selbst seine Tage endigt.

Paul WIEGLER

Edouard Manet

ZUM 100. GEBURTSTAG

Als die Impressionisten in Paris im Jahre 1876 bei Durand-Ruel eine ihrer ersten Ausstellungen veranstalteten, schrieb einer der angesehensten französischen Kritiker im „Figaro“: „Soeben ist bei Durand-Ruel eine Ausstellung eröffnet worden, die angeblich Bilder enthalten soll. Ich trete ein, und meinen entsetzten Augen zeigt sich etwas Fürchterliches. Fünf oder sechs Verrückte haben sich hier zusammengetan und ihre Werke ausgestellt. Ich sah Leute vor diesen Bildern sich vor Lachen wälzen, mir blutete das Herz bei diesem Anblick. Die sogenannten Künstler nennen sich Auführer, ‚Impressionisten‘. Sie nehmen ein Stück Leinwand, Farben und Pinsel, werfen auf gut Glück einige Farbklexe hin und setzen ihren Namen darunter. Dies ist eine ähnliche Verblendung, wie wenn die Irren Kieselsteine vom Wege sammeln und sich einbilden, sie hätten Diamanten gefunden.“

Als diese liebevolle Kritik gedruckt wurde, trieb die Tradition eines Ingres, eines Jaques Louis David die letzten kümmerlichen Blüten in Frankreich, stand Manet auf der Höhe seines Werkes, lebte van Gogh als Lehrer des Französischen in London. Es ist die Zeit, da die ersten Säulen des Realismus zu stürzen beginnen, der geistige Auflösungsprozeß einer ehrwürdigen, fünf Jahrhunderte alten Welt des Wandbildes einsetzt. Was ist die hilflose Ahnungslosigkeit, die erbitterte Ironie hinter den Worten dieses Kunstberichtes anderes als die ohnmächtigen Anstrengungen einer überholten Generation, die die Gefahr des Unterganges einer Welt, ihrer Welt, spürt und ihre Ohnmacht nun hinter einem namenlosen Haß gegen das Neue verbirgt? Es sind dieselben Motive, aus denen die Kritiker anno 1912 ihre Haßgesänge gegen den Ex-

pressionismus schrieben, der alte und immer wiederkehrende Kampf des Beharrungsvermögens auf verlorenem Posten.

Unbeirrt von allen Angriffen, auch von den Regenschirmattacken gegen seine Bilder, geht Manet seinen Weg. Von Bild zu Bild vollzieht sich innerhalb seines Werkes der Auflösungsprozeß der vorgetäuschten Existenz der Dinge, die Verschiebung des geistigen Ausgangspunktes vom Kern des Gegenständlichen zur farbigen Oberfläche. An der Wende dieser bildhaften Neuordnung steht „Die Erschießung Kaiser Maximilians“ von 1869, eines der schönsten Bilder der Mannheimer Kunsthalle, eines der kühnsten Werke des ganzen Jahrhunderts. Es gibt in der ganzen Kunst kein Bild, in dem das Bedeutungsvolle, das Einmalige, Schicksalhafte einer historischen Szene mit den schlechtesten Mitteln so in das Alltägliche, greifbar Lebendige gemildert ist wie in diesem Bilde. Manet stellt die Szene der Erschießung vor eine horizontal durch das Bild laufende Mauer, über die die Gesichter einiger neugieriger Knaben hinwegblicken, — schonungsloseste Profanierung der Historienmalerei, des geheiligten Privilegs des Klassizismus. Es ist die letzte, notwendige Abrechnung des Impressionismus mit dem alten Geist des Jahrhunderts, der Bilanzstrich unter eine Welt von Traditionen, über die die Malerei zu neuen Aufgaben hinwegschreitet. Wie in dieser „Erschießung Maximilians“ schon alles von der Farbe her erlebt ist, wie die warmen, leuchtenden Farbkomplexe hart und kraftvoll gegeneinander stoßen, so schreit nun die Auflösung der Dinge, die Entfesselung der Farbe vom Kontur, von Bild zu Bild fort. Die Dinge existieren nicht mehr um ihrer selbst willen, sondern als Träger der farbigen Erscheinung. Nur von diesem farbigen Eindruck her wird die Welt erlebt. Eine unerhörte Lebendigkeit, eine fließende Bewegung tritt in das Bild, die zu jenem Eindruck des Momentanen führt, der bei Manet dann zum Ausgangspunkt der ganzen Bildgestaltung wird.

Gerade in diesen Jahren nach 1870, in denen Manet sich als Künstler erfüllt, wird er von einer wunderbaren Produktivität. Bild auf Bild entsteht, und als 1879 ihn die schwere Rückenmarkserkrankung überfällt, die ihn für die letzten Jahre an den Rollstuhl fesselt, da entstehen jene herauschenden, leuchtenden Stillleben, die die schönste Vollendung seines Lebenswerkes sind.

Manet starb 1883. Ein kleiner Kreis von Freunden trauerte um den Tod dieses Malers, der seinen Ruhm nicht mehr erleben konnte.

Werner GOLDSCHMIDT

Manuskripte vermittelt an Verlage
Lektorat Lessing, Berlin-Halensee

Ein Familiendrama auf dem epischen Theater

ZUR URAUFFÜHRUNG „DIE MUTTER“ VON BRECHT

Vom Kommunismus hat Brecht gesagt, er sei das Mittlere. „Der Kommunismus ist nicht radikal. Radikal ist der Kapitalismus.“ Wie radikal er ist, wird an seinem Verhalten der Familie gegenüber wie an jedem anderen Punkt erkennbar. Er versteift sich auf sie, selbst unter Bedingungen, unter denen jede Intensivierung des Familienlebens die Qual menschenunwürdiger Zustände verschärft. Der Kommunismus ist nicht radikal. Daher fällt es ihm nicht ein, die Familienbindungen einfach beseitigen zu wollen. Er prüft sie nur auf ihre Eignung, abgeändert zu werden. Er fragt sich: Kann die Familie abmontiert werden, um in ihren Bestandteilen sozial umfunktioniert zu werden? Diese ihre Bestandteile sind aber weniger deren Glieder, als ihre Beziehungen untereinander. Es ist klar, daß da keine wichtiger ist als die zwischen Mutter und Kind. Die Mutter ist zudem unter allen Mitgliedern der Familie gesellschaftlich am eindeutigsten bestimmt: sie produziert den Nachwuchs. Die Frage des Brechtschen Stücks ist: Kann diese soziale Funktion zu einer revolutionären werden und wie? Je unmittelbarer in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ein Mensch im Produktionszusammenhang steht, desto mehr ist er der Ausbeutung preisgegeben. Unter den heutigen Umständen ist die Familie eine Organisation zur Ausbeutung der Frau als Mutter. Pelagia Wlassowa „Witwe eines Arbeiters und Mutter eines Arbeiters“ ist also eine zweifach Ausbeutete: als Angehörige der Arbeiterklasse einmal, als Frau und Mutter ein zweites Mal. Die zweifach ausgebeutete Gebärende repräsentiert die Ausbeuteten in ihrer tiefsten Erniedrigung. Sind die Mütter revolutioniert, so bleibt nichts mehr zu revolutionieren. Brechts Gegenstand ist ein soziologisches Experiment über die Revolutionierung der Mutter. Damit hängt eine Reihe von Vereinfachungen zusammen, die nicht agitatorischer sondern konstruktiver Art sind. „Witwe eines Arbeiters, Mutter eines Arbeiters“ — darin steckt die erste Vereinfachung. Pelagia Wlassowa ist Mutter nur eines Arbeiters und steht damit in einem

gewissen Widerspruch zu dem ursprünglichen Begriff der Proletarierfrau. (proles heißt Nachkommenschaft.) Sie hat nur einen Sohn, diese Mutter. Er genügt. Es stellt sich nämlich heraus, daß sie mit diesem einen Hebel schon das Schaltwerk bedienen kann, welches ihre mütterlichen Energien der ganzen Arbeiterklasse zuwendet. Von Haus aus ist es ihre Sache, zu kochen. Produzentin des Menschen wird sie Reproduzentin seiner Arbeitskraft. Nun langt es zu dieser Reproduktion nicht mehr. Für solches Essen hat der Sohn nur einen Blick der Verachtung. Wie leicht kann dieser Blick die Mutter streifen. Sie weiß sich nicht zu helfen, weil sie nicht weiß: „Ueber das Fleisch, das in der Küche fehlt, wird nicht in der Küche entschieden.“ So oder ähnlich muß es in den Flugblättern stehen, die sie verteilen geht. Nicht um dem Kommunismus zu helfen, sondern nur ihrem Sohn, auf den das Los, sie zu verteilen, gefallen ist. Das ist der Anfang ihrer Arbeit für die Partei. Und so verwandelt sie die Feindschaft, welche zwischen ihr und ihrem Sohn sich zu entwickeln drohte, in Feindschaft gegen ihrer beider Feind. Das — nämlich dies Verhalten einer Mutter — ist auch die einzig taugliche Gestalt der Hilfe, die hier bis in ihr eigentliches, ursprüngliches Gehäuse — die Falten eines Mutterrocks — verfolgt, zugleich — als Solidarität der Ausbeuteten — gesellschaftlich die Bündigkeit gewinnt, die sie von Haus aus animalisch hat. Es ist der Weg von solcher ersten zu der letzten Hilfe: der Solidarität der Arbeiterklasse, den die Mutter geht. Ihre Rede an die Mütter vor der Kupferabgabe ist keine pazifistische, sie ist ein revolutionärer Appell an die Gebärenden, die mit der Sache der Schwachen auch die Sache ihrer Kinder, ihres „Wurfs“ verraten. Vom Helfen also, erst in zweiter Linie von der Theorie her, kommt die Mutter an die Partei. Das ist die zweite konstruktive Vereinfachung. Diese Vereinfachungen haben die Aufgabe, die Einfachheit ihrer Lehren zu unterstreichen. Es entspricht nämlich der Natur des epischen Theaters, daß der undialek-

tische Gegensatz zwischen Form und Inhalt des Bewußtseins (der dahin führte, daß die dramatische Person sich nur in Reflexionen auf ihr Handeln beziehen konnte) abgelöst wird durch den dialektischen, zwischen Theorie und Praxis (der dahin führt, daß das Handeln an seinen Einbruchsstellen den Ausblick auf die Theorie freigibt). Daher ist das epische Theater das Theater des geprägten Helden. Der nicht geprägte Held wird kein Denker — so ließe eine pädagogische Maxime der Alten sich für den epischen Dramatiker umschreiben. Mit den Lehren nun, mit denen die Mutter als mit den Erläuterungen ihres eigenen Verhaltens die Niederlagen oder die Wartezeiten (für das epische Theater ist da kein Unterschied) ausfüllt, hat es eine besondere Bewandnis. Sie singt sie. Sie singt: Was spricht gegen den Kommunismus; sie singt: Lerne Sechzigjährige; sie singt: Lob der dritten Sache. Und das singt sie als Mutter. Es sind nämlich Wiegenlieder. Wiegenlieder des kleinen und schwachen, aber unaufhaltsam wachsenden Kommunismus. Diesen Kommunismus hat sie als Mutter an sich genommen; nun zeigt sich aber, daß der Kommunismus sie liebt wie man nur eine Mutter liebt; nämlich nicht wegen ihrer Schönheit oder ihres Ansehens oder ihrer Vorzüglichkeit, sondern als die unerschöpfliche Hilfsquelle; weil sie die Hilfe an der Quelle darstellt, wo sie noch rein fließt, wo sie noch praktisch ist und nicht verlogen und daher uneingeschränkt dem zugewandt werden kann, was uneingeschränkt der Hilfe bedarf, nämlich dem Kommunismus. Die Mutter ist die fleischgewordene Praxis. Es zeigt sich beim Teekochen, und es zeigt sich beim Einwickeln der Piroggen, und es zeigt sich beim Besuch des gefangenen Sohnes, daß jeder Handgriff der Mutter dem Kommunismus dient, und zeigt sich bei den Steinen, welche sie treffen, und bei den Kolbenstößen, welche sie von den Polizisten bekommt, daß alle Handgreiflichkeiten gegen sie zu nichts führen. Die Mutter ist die fleischgewordene Praxis. Das heißt, es ist bei ihr nur Zuverlässigkeit zu finden, kein Enthusiasmus. Und die Mutter wäre nicht zuverlässig, wenn sie nicht, anfangs, Einwände gegen den Kommunismus hätte. Aber — das ist das Ent-

scheidende — ihre Einwände sind nicht die der Interessenten, sondern die des gesunden Menschenverstandes. „Es ist nötig, darum ist es nicht gefährlich“ — mit solchen Sätzen kann man der Mutter nicht kommen. Mit Utopien kann man ihr ebensowenig kommen: „Gehört dem Herrn Suchlinow seine Fabrik oder nicht? Also?!“ Aber daß sein Eigentum an ihr ein beschränktes ist, das kann man ihr klarmachen. Und so geht sie Schritt für Schritt den Weg des gesunden Menschenverstandes. — „Wenn ihr Streit mit Herrn Suchlinow habt, was geht das die Polizei an?“ — und dieses Schritt-für-Schritt des gesunden Menschenverstandes, das das Gegenteil von Radikalismus ist, führt die Mutter an die Spitze der Maidemonstrationen, wo man sie niederschlägt. Soweit die Mutter. Nun ist es Zeit, den Tatbestand umzuwenden, zu fragen: Führt die Mutter, wie steht es da mit dem Sohn? Denn der Sohn ist es, der die Bücher liest und sich auf das Führertum vorbereitet. Da sind vier: Mutter und Sohn, Theorie und Praxis, die nehmen eine Umgruppierung vor; spielen „Verwechselt, verwechselt das Bäumelein“. Ist der kritische Augenblick einmal eingetreten, daß der gesunde Menschenverstand sich der Führung bemächtigt, dann ist die Theorie gerade gut genug, um die Hauswirtschaft zu besorgen. Dann muß der Sohn Brot schneiden, während die Mutter, die nicht lesen kann, druckt; dann hat die Notdurft des Lebens aufgehört, die Menschen nach Geschlechtern zu kommandieren; dann steht in der Proletarierwohnung die Wandtafel und schafft Raum zwischen Küche und Bett. Wo auf der Suche nach der Kopeke der Staat von unten nach oben gekehrt wird, muß sich auch manches in der Familie ändern, und da ist es nicht zu vermeiden, daß an die Stelle der Braut, die die Ideale der Zukunft verkörpert, die Mutter tritt, die mit den Erfahrungen einer vierzigjährigen Vergangenheit Marx und Lenin bestätigt. Denn die Dialektik braucht keine Nebelfarnen: sie ist in den vier Wänden der Praxis zu Hause, und stehend auf der Schwelle des Augenblicks spricht sie die Worte, mit denen die „Mutter“ schließt: „Und aus niemals wird: heute noch!“

Walter BENJAMIN